



Vorabexemplar der ungekürzten Kapitel 1–6.

Erscheint im Januar 2027

ISBN 978-3-948065-51-5

Alle Rechte der deutschen Ausgabe © STROUX edition, München – 2026.

Die Originalausgabe erschien 2025 unter dem Titel
,Du eneste. Historien om Gunvor Hofmo og Ruth Maier.
Copyright © Gyldendal Norsk Forlag AS 2025 (All rights reserved.)

Aus dem Norwegischen übersetzt von Sabine Richter.

STROUX edition, Donnersbergerstraße 32, 80634 München
info@stroux-edition.de
www.stroux-edition.de

HILDE HAGERUP

Du Einzigste

Die Geschichte von
Gunvor Hofmo und Ruth Maier.
Roman für die Jugend

Aus dem Norwegischen von
Sabine Richter

Wie kannst du
durch meine Augen sehen,
mit meiner Stimme sprechen,
mit meinen Ohren hören,
ohne dass die Menschen davon
bewegt sind, ohne dass sich
die Bäume vor Angst im Wind verrenken
und die Stille vom Blut verfärbt wird.

Gunvor Hofmo

Z U A L L E R E R S T

Alle traurigen Geschichten brauchen einen Funken Hoffnung. Den sollte man am Ende sehen können. Wenn man das Schlimmste gesehen hat, braucht man einen Gegenpol.

Etwas, das am Ende den Sieg davonträgt. Jemand, der wider Erwarten durchkommt und auf der anderen Seite wieder heil herauskommt. Ein Versprechen, dass das Furchtbare nicht umsonst geschehen ist.

Einen solchen Trost werdet ihr in dieser Geschichte nicht finden. Wenn du in dieser Geschichte Hoffnung finden willst, musst du sie dir selbst suchen. Vielleicht muss man sie sich zusammendichten.

1 · RUTH

Nehmen wir einmal an, es ist ein Herbstmorgen des Jahres 1938. Nehmen wir einmal an, Ruth Maier (17) geht in Wien, in Österreich, die Straße entlang. Wohin will sie? In Richtung Josef-Kainz-Park.

Sie spürt immer noch, wie sich der Streit mit der Mutter merkbar im Körper festgesetzt hat: in den Schultern und in der Brust, in den Oberschenkeln und in den Fußsohlen, wie sie da so auf den Asphalt knallen.

Worte existieren und können Konsequenzen nach sich ziehen und deshalb ist Sprache wichtig. Wenn man mit schönen Worten furchtbare Dinge beschreibt, wird man das Grauensvolle nicht so einfach verändern können – und deshalb braucht es Präzision. Man muss die Dinge beim Namen nennen. Wenn man aus seiner Wohnung in der zweiten Etage mit Bücherregalen bis zur Decke herausgeworfen und irgendwo mit zwei Familien zusammengewürfelt wird, mit denen man auf engsten Raum zusammengedrängt leben soll, dann muss man wohl sagen dürfen:

Wir hatten eine große helle Wohnung.

Jetzt hat man uns gewaltsam in eine kleine dunkle Kammer gesteckt.

Aber das will Mutti nicht zugeben. Sie sitzt den lieben langen Tag auf dem Bett in der Oberen Donaustraße und lächelt vor sich hin, was Ruth wahnsinnig macht. Und heute Morgen hats dann geknallt. Ruth wollte gerade gehen.

„Ich möchte nicht, dass du nach der Schule zu Gertie gehst“, sagte die Mutter auf einmal. „Das verstehst du doch, oder?“

„Was? Nein! Das verstehe ich überhaupt nicht! Und wo soll ich denn sonst hingehen? Wir dürfen ja nicht mal mehr in die Bibliothek!“

„Komm einfach nach Hause!“

„Darf ich nicht mehr raus?“

Da schaute Mutti hoch. Als sie sprach, war ihre Stimme unnatürlich sanft, doch darunter lauerte eine Katastrophe, die sie nicht verbergen konnte. Ein Netz von roten Äderchen hatte sich über das Weiß ihrer Augäpfel gelegt.

„Wir werden es uns schon irgendwie schön machen können.“

Wenn Ruth ein netter Mensch gewesen wäre, hätte ihr die Mutter leidgetan, aber sie war sich fast sicher, dass sie eben kein netter Mensch war. Und dieser halbherzige Ton in der Stimme der Mutter ließ etwas in ihrer Brust anschwellen – und das war beileibe keine Sorge, sondern Wut.

Wo ist denn meine Mutti abgeblieben, dachte sie. Und wer ist diese Person dort?

Im selben Moment wischte sich die Mutter mit einer unglaublich provozierenden Handbewegung die Augen.

„Lass das!“, sagte Ruth.

Aber Mutti hörte nicht auf damit, ganz im Gegenteil. Statt aufzuhören, entfuhr ihr plötzlich eine Art Wimmern oder Stöhnen.

„Lass es einfach!“, sagte Ruth noch einmal.

Die Mutter beugte sich nach vorn und schlang die Arme um ihre Knie, als hätte sie plötzlich Bauchschmerzen, die sie mit dieser Bewegung besänftigen könnte. Und darauf konnte Ruth nichts mehr erwidern, denn in dem Moment kam ihre kleine Schwester vom Flur ins Zimmer gestürmt. Judith zischte:

„Warum musst du immer und immer und immer wieder Stunk machen?“

Judith war schon immer das liebe und unkomplizierte Kind. Ruth jedoch war von klein auf nur wütend, wütend, wütend.

Abends, wenn sie in dem Bett liegen, das sie sich teilen müssen, und miteinander tuscheln und sich Geheimnisse erzählen und grundehrlich zueinander sind, sagt Judith immer, dass Ruth lernen müsse, ihr Temperament im Zaum zu halten.

„Und glaub’ mir, das sage ich nur, weil ich dich lieb habe“, sagt Judith dann immer.

Aber warum das? Warum? Die Wut ist eine rasende, glühend rote Welle, die über Ruth hinwegschwappt, die sie aber gleichzeitig auch nach vorn drängt. Wut ist Brennstoff für ihre Bewegungen.

Ohne diese Wut käme sie nicht über die Türschwelle nach draußen. Ohne sie hätte sie keine Schule schwänzen, sich den Anweisungen und Verboten stellen können, wäre sie nun nicht auf dem Weg zum Josef-Kainz-Park. Und warum sollte sie auch nicht gerade dorthin gehen? Das ist ja schließlich ihr Lieblingsspark.

Zum Teil, weil er so klein ist: Er taucht plötzlich irgendwie aus der Versenkung auf; es ist eine Art Überraschung, wie er so da liegt, wo man gar keinen Park vermutet hätte. Aber dann liegt der Park also doch vor einem – eine Art Geschenk der Stadt an alle, die an ihm vorbeispazieren.

Und dann auch noch, weil er sie ganz fern daran erinnert, wie sie hier, von ihren Eltern an den Händen gehalten, entlanglief und hochgehoben wurde und schaukelnd nach vorne geflogen ist – noch einmal und noch einmal. Und dann lacht da jemand und dieser Jemand ist ihr Vater.

In dieser Erinnerung ist er noch gesund.

Er hat noch keine Infektion.

Von Krankheit ist keine Rede.

Von Tod auch nicht.

Nun läuft sie, wie die Straßenbahnschienen, in Richtung Park. Ruth liebt die Straßenbahn, das hat sie schon immer. Die braucht man in dieser Stadt. Ohne diese Straßenbahn hocken die Menschen nur in ihren Wohnungen, starren aus dem Fenster auf ihren kleinen Zipfel des Lebens, wissen nichts voneinander, mögen nichts, was sie nicht kennen. Die Straßenbahn ist dazu bestimmt, die Stadt zu verknüpfen. Die Straßenbahnwaggons sind rot und weiß. Und jetzt kommen sie scheppernd näher und dann erhascht Ruth dort auf dem Bürgersteig einen Blick von sich selbst in den Fensterscheiben der Bahn: ein Mädchen mit kurz geschnittener Frisur, runden Brillengläsern und vom Weinen ganz verquollenen Augen.

Sie und ein Fahrgast – eine feine Dame, die sie an Mutti erinnert, wie sie früher einmal war,– blicken sich in die Augen. Die

Dame schaut eine Sekunde lang, dann dreht sie sich weg.

Ruth beißt die Zähne zusammen, ihre Wut schwillt an, ein innerer Schwelbrand. Und es ist diese Wut, die sie in den Park hineinschiebt, das ist es, was sie das Nazi-Verbot Nr. einemillions-echshundertfünfundachtzigtausendreihundertsechundvierzig brechen lässt: Juden ist der Zutritt zu den öffentlichen Parkanlagen verboten.

Ruth darf nicht länger in den Park oder sich gar auf eine Parkbank setzen – und genau deshalb setzt sie sich jetzt, macht sich breit, hebt die Beine hoch und legt sie ausgestreckt ab, legt ihren Arm über die Rückenlehne. Die können es ja versuchen, sie von hier zu vertreiben! Sollen sie es nur versuchen, sollen sie ihr doch sagen, dass sie aufpassen soll, dass sie nie mehr rausgehen soll, dass sie nie mehr mit jemandem reden soll, dass sie sich ja nicht vorn – oder auch hinten – in irgendeine Reihe stellen soll, dass sie auf dem Bürgersteig immer ausweichen soll, wenn ihr jemand entgegenkommt, dass sie am besten gar nicht den Bürgersteig entlanglaufen soll, auch nicht die Straße entlang, dass sie runterschauen soll und nicht streiten soll und nie eine eigene Meinung haben soll und auch nichts aufschreiben soll und aufhören soll zu denken und aufhören soll zu atmen.

Na, dann mal viel Glück damit, denkt Ruth.

Dann nimmt sie ihre illegalen belegten Brote aus ihrer illegalen Tasche und isst sie mit ihrem illegalen Mund, kaut mit ihren illegalen Zähnen und schluckt die Brotbissen und die Spucke und ihre Tränen.

Ruth ist siebzehn. Und sie besitzt Folgendes:

Einen Malkasten und einige Skizzen, die gar nicht so übel sind.

Eine jüngere Schwester namens Judith, die sie zwar zur Weißglut treibt, die sie aber auch lieb hat.

Eine Mutter, die noch am Leben ist, und einen Vater, der aber schon tot ist.

Drei vollgeschriebene Tagebücher, die sie niemals mehr durchlesen wird. (Um gar keinen Preis!)

Ein ziemlich neues Tagebuch. (Das sie hüten wird und in das sie keinerlei unreife oder idiotische Dinge schreiben wird.)

Eine goldene Armbanduhr.

Einen Monolog, den sie auswendig gelernt hat.

Ein Büchlein über die Grammatik des Lateinischen.

Zwei Fotografien mit Autogrammen zweier berühmter Schauspieler.

Und dann ist da noch etwas in ihrer Brust, das immer schon ein Teil von ihr gewesen ist: eine Erwartung, ein Zittern, ein Bewusstsein, etwas Pulsierendes, Kribbelndes, etwas Pochendes, was nicht aufhört, was nicht beschwichtigt, beruhigt, zurückgehalten werden kann.

Und das muss raus. Das soll raus.

Ruth packt ihre Brotbüchse zusammen und will sie gerade wieder in die Tasche legen, als sie plötzlich Stimmen hört. Da kommt jemand. Die Leute sind schon zu nah, als dass sie noch rechtzeitig verschwinden könnte. Sie gehen zu schnell und nun hört sie sie unter den Bäumen und versucht, sich zu beruhigen. Das kann ja jeder sein: eine Mutter, die mit ihrem Kleinen einen Morgenspaziergang macht. Oder ein paar harmlose Obdachlose.

Das muss keine Gefahr bedeuten! Fast schon glaubt sie, was sie sich da einzureden versucht, doch dann erblickt sie die Hosen: schwarze Hosen und schwarze Stiefel dazu. Jetzt ist alles klar.

Zwei Nazis kommen auf sie zu. Zwei SS-Soldaten.

Nun packt sie die Angst und tritt anstelle der Wut, die sie im Inneren gespürt hat. Presst ihr die Lunge zusammen, legt sich wie eine Schicht auf und unter ihre Haut, drückt ihr Kehle und Speiseröhre zu, bis sie nicht mehr schlucken kann.

Die Soldaten laufen in Richtung ihrer Bank, sie diskutieren irgendetwas, reden miteinander. Sicher reden sie über sie. Sie haben sie gesehen – und sie erstarrt, kann sich nicht mehr bewegen, steckt fest in diesem Augenblick.

Sie werden sie zusammenschlagen. Das dürfen sie. Sie können ihr ins Gesicht spucken, sie an den Haaren auf den Boden zerren, sie können ihr in den Bauch treten, ihr auf die Hände treten, sie können sie liegenlassen. Und sie werden dafür nicht bestraft werden. Es gibt keine Gesetze mehr, die sie beschützen.

Sie hätte auf ihre Mutter und Schwester hören und zu Hause bleiben sollen; sie hätte sich unter ihre Bettdecke legen sollen. Es ist Wahnsinn, einfach seinem Impuls folgen zu wollen, es ist verrückt, seinem Temperament nachzugeben. Es stimmt nicht, dass Leute mit Wut im Bauch länger leben; wütende Menschen geraten in lebensgefährliche Situationen – und jetzt sind die Nazis nur noch wenige Meter entfernt, jetzt sind sie bei ihr.

„Guten Morgen“, sagt der eine und tippt sich kaum merklich an die Schirmmütze.

Guten Morgen! Dann nehmen sie ihr Gespräch wieder auf und gehen weiter. Sie haben also doch nicht über sie geredet! Sie

haben nicht bemerkt, dass sie Jüdin ist, haben nicht einmal aufgeschaut. Bald sieht sie nur noch ihre Rücken und bald kann sie sie nicht einmal mehr hören.

Ruths Hände, Brille und Gesicht sind immer noch heil; sie liegt nicht wie ein jämmerlich zusammengedroschener Haufen auf dem Boden. Sie blutet nicht, sie atmet immer noch. Es gibt sie noch.

Für einen Augenblick lässt die Angst von ihr ab.

Und genau in diesem Augenblick geht die Sonne auf. Und die Blätter an den Bäumen im Park glitzern wie Gold, auch hier in Wien – an einem Oktobertag des Jahres 1938.

Es ist nicht zu fassen!

In vier Wochen wird Ruth Maier achtzehn.

In vier Jahren wird sie tot sein.

2 · GUNVOR

Stellen wir uns vor, wie ein Mädchen mit langen Beinen und angewinkelten Armen eilig läuft. Stellen wir uns weiter vor, dass dies im selben Herbst geschieht, jedoch in Oslo, in Norwegen – und dass das Mädchen bald an dem Mietshaus angelangt sein wird, in dem es wohnt. Und dass dieses Mädchen Gunvor Hofmo heißt.

Wenn man vor der Adresse Claus-Riis-Straße 7 steht, sieht der Häuserblock trist und grau aus.

Man versteht, warum er im Volksmund auch Rutschiges Haus genannt wird, wie es da auf der äußersten Kante zum Ila-Tal balanciert, und man denkt, es könne jeden Moment nach unten rutschen. Das ist keine Einbildung, sondern tatsächlich passiert, d. h. das ganze oberste Stockwerk brach ab, als das Haus neu gebaut war. Es vergingen viele Jahre, bis es jemand wagte, dort einzuziehen. Aber wenn man arm und verzweifelt genug ist, tun das die Leute dann doch irgendwann.

Und jetzt kommt Gunvor mit ihrer Baskenmütze auf dem Kopf, die anscheinend mit Haarspangen festgesteckt ist, vornübergebeugt den Abhang hoch. Sie geht zielgerichtet auf das Eingangstor zu, in der Hand hält sie zwei Zeitungen.

Gunvor wird da hineingehen.

Sie ist siebzehn.

Gunvor hat ihr Haus immer schon sowohl von außen als auch von innen betrachtet.

Sie hat zugeschaut, wie kleine Kinder beim Spielen Sand im Treppenhaus verstreut haben.

Sie hat gesehen, wie man sich in den Aufgängen prügelte.

Sie hat gesehen, wie Weihnachtsbäume bis in den vierten Stock emporgeschleppt wurden.

Und wie ihre Großmutter dann einen roten Oktoberstern auf die Spitze des Weihnachtsbaums gesteckt hatte.

Und einmal hat sie auch Onkel Robert mit einem Hundewelpen auf dem Arm, der ohne ihn nicht überlebt hätte, in die Wohnung kommen sehen. Sie nannten den Hund dann Teddy und er lebte noch viele Jahre bei ihnen.

In diesem Haus hier, im vierten Stock, lebt sie schon seit ihrer Geburt.

Wenn man das Gebäude von außen betrachtet, sieht es erbärmlich aus.

Wenn man das Gebäude jedoch von innen betrachtet, umfasst es ein ganzes Leben.

Gunvor rennt die Treppe hoch bis ganz ins oberste Stockwerk;

sie merkt nicht, wie anstrengend das ist. Sie schlüpft vor der Wohnungstür aus ihren Stiefeletten und nimmt sich kaum Zeit, sich beim Reingehen den Mantel abzustreifen. Im Wohnzimmer setzt sie sich und breitet die gekauften Zeitungen über den Esstisch aus.

Sie lehnt sich über die erste Zeitung, blinzelt und starrt auf sie runter.

Und dann sitzt Gunvor also dort, in dieser engen alten dunklen Wohnung im obersten Stockwerk eines Mietshauses, mitten in Oslo, auf Äußerste konzentriert, und liest die Nachrichten in der Zeitung. Hier wohnt sie, hier wohnen Leute. Eine ganze Familie in nur einem Zimmer und einer Küche, mit Toiletten auf dem Gang, die sie mit den Nachbarn teilen müssen.

Gunvor stöhnt.

„Auch das noch!“

„Was ist?“, fragt die Mutter von nebenan aus der Küche.

„Mama, weißt du, was in Aftenposten steht? Die Nazis haben in Wien zwei Synagogen überfallen – während des Gottesdienstes!“

Die Mutter reagiert nicht. Sie bewegt sich sachte durchs Halbdunkel dort drinnen, holt eine Rührschüssel aus dem unteren Küchenschrank, knallt sie auf den Esstisch, als wiege sie eine Tonne.

„Sie haben den Rabbiner zusammengeschlagen!“

In Gunvor steigt Wut hoch und ihre Stimme wird immer lauter. Da kommt die Mutter doch noch zum Vorschein und steht nun mit ihrer fleckigen Küchenschürze und mit Schweißtropfen auf Stirn und Nase im Türrahmen.

Gunvor schaut sie an in der Hoffnung, Zeichen derselben Wut und Entgeisterung im Gesicht der Mutter zu sehen, doch plötzlich

und unmittelbar wird sie dieser Spannung im Raum gewahr, dessen, was nicht mit Worten ausgedrückt wird, sondern mit Blicken und einem Nicken, mit einem Zucken der Augenlider, mit einer Bewegung des Nackens. Sie begreift, worum es geht, worum es immer geht, wenn man es nicht hat: um Geld, Geld, Geld.

„Und du musstest wirklich gleich zwei Zeitungen kaufen, Gunvor?“

Am Abend macht Gunvor im Wohnzimmer das Schlafsofa zurecht, auf dem sie schläft. Sie legt sich unter die Decke, schließt die Augen, schaut durch das hohe Fenster nach oben in die Nacht hinaus, in der die Sterne den Straßenlaternen und Leuchttürmen zublinzeln.

Im Sommer wird sie achtzehn. Sie besitzt Folgendes:
Dunkelblondes Haar.

Eine ziemlich schöne Schultertasche.

Einen Kosenamen: Mami, auf Norwegisch „Lillemor“.

Eine große Schwester namens Tutta (die eigentlich Synnøve heißt) und einen großen Bruder namens Thorolf.

Eine abgearbeitete Mutter. Einen Vater, der zwar vor einem Jahr ausgezogen ist, aber immer noch zum Sonntagsessen vorbeikommt.

Eine Schildkröte mit einer am Panzer befestigten Kette, damit sie nicht einfach verschwindet.

Einen Onkel, der Sozialist ist.

Und noch einen Onkel, der Kommunist ist.

Wollunterwäsche.

Schöne Zähne.

Eine Sammlung Gedichte des Norwegers Arnulf Øverland.

Eine Schachtel Zigaretten, die sie unter einem losen Dielenbrett im Gemeinschaftskeller versteckt hat.

Außerdem hat sie auch noch eine Falte auf der Stirn. Die wird sie nie wieder los. Die ist eine Art Sorgenstempel, entstanden durch Franco in Spanien und Hitler in Berlin und Wien. Sie hat sich mit der Einsamkeit herausgebildet, die ein großer Teil ihrer selbst ist, und so tief, dass sie sich nicht vorstellen kann, wie sie Gunvor sein kann, ohne diese Einsamkeit in sich zu tragen.

3 • R U T H

Die Pogrome beginnen an einem Mittwoch. Ruth sitzt in ihrem Klassenzimmer, als sich die Tür öffnet und der Schuldirektor hereintritt. Alle jüdischen Kinder und Jugendliche dürfen jetzt nur noch auf jüdische Schulen gehen und Ruth ist erst seit ein paar Monaten hier. Sie kennt den neuen Direktor noch nicht so gut, aber das braucht man auch nicht, um zu verstehen, dass der zu Tode beunruhigt ist.

„Zuhören!“, sagt er. „Wir werden euch gleich in alphabetischer Reihenfolge aufrufen, dann kommt ihr in mein Büro und ruft zu Hause an, damit ihr abgeholt werden könnt.“

Sie haben gerade Mathe, ein Fach, das Ruth eigentlich gar nicht mag, aber jetzt will sie ihr Pult nicht verlassen; mit ihren Fingern umschließt sie krampfhaft einen Bleistift.

„Ich muss das hier erst noch fertigmachen“, sagt sie.

Liesel, mit der sie an einem Tisch sitzt, bekommt einen merkwürdigen Schluckauf.

„Ich kann nicht anders!“, sagt Liesel und wird puterrot. Und dann laufen ihr die Tränen über die Wangen.

Als Liesel aufsteht, um ihre Sachen zusammenzupacken, fällt das Mathebuch auf den Fußboden. Sie beugt sich nach unten, um es aufzuheben, doch ihre Hände zittern so sehr, dass sie es nicht zu greifen bekommt.

Ruth dreht sich um zu Gertie, die hinter ihnen sitzt.

„Wirst du abgeholt?“, fragt Ruth.

Gertie streckt den Rücken durch, verschränkt die Arme vor der Brust, holt Atem.

„Ich glaub’ nicht“, flüstert sie. „Es ist ja nicht weit. Ich laufe nach Hause.“

Auch wenn Ruth und Gertie leise reden, auch wenn Liesel neben ihnen auf dem Boden hockt und weint und andere laut schluchzen und ein paar fluchen, hört der Direktor, was sie sagen. „Niemand geht allein!“, sagt er. „Die SS hat schon drei Lehrer mit dem Lkw abgeholt.“

Welche Lehrer? Wohin hat man sie gebracht? Was wird aus ihnen? Werden sie zurückkommen? Alle denken dasselbe. Niemand stellt Fragen.

Der Direktor holt Luft, wartet einen Augenblick, bis er spricht: „Da nehmt ihr am besten ein Taxi!“

Als sie aufgerufen wird, trifft Ruth Judith auf dem Flur. Die Schwester ist ohnehin schon schwächting und klein, aber jetzt wirkt sie noch zerbrechlicher. Ruth nimmt ihre eiskalte Hand – das ganze Mädchen fühlt sich kalt an – und Judith flüstert, bis ihr Flüstern in Schluchzen übergeht:

„Die Nazi-Soldaten brechen Wohnungen auf“, flüstert sie. „Und dann zerschlagen sie alle Möbel mit dem Hammer. Wilma hat das zu Hause erlebt! Stell dir mal vor, sie kommen auch zu

uns! Stell dir mal vor, sie sind schon dort gewesen...“

Jetzt flüstert Judith nicht mehr, sie spricht laut, sie schreit: „Mutti!“

„Sie sind noch nicht bei uns gewesen, das hätten wir erfahren!“, sagt Ruth.

„Ich traue mich nicht raus!“, sagt Judith. „Nicht auf die Straße!“

„Wir nehmen ein Taxi!“, antwortet Ruth.

„Gut!“

Und dann sagt Judith immer wieder dasselbe – gut, gut, gut –, so als ob sie sich an dieses Wort zu klammern versucht, so als ob das möglich wäre.

Am 9. November 1938 fahren Ruth und Judith Maier von der Schule mit dem Taxi nach Hause, auch wenn sie nur dreihundert Meter entfernt wohnen. Auf dem Bürgersteig liegen weiße Federn von zerfetzten Betten und Kissen und sehen aus wie Schnee. Und wie Asche. Sie stolpern aus dem Auto und stürzen dann die Treppenstufen ihres Aufgangs hoch.

Ihre Mutti wartet auf sie in der engen Wohnung, die sie nun mit zwei anderen Familien teilen müssen. In der Küche sitzt einer der beiden Väter und schluchzt, seine Frau lehnt bleich an der Wand.

„Ach, meine Kinder!“, flüstert Mutti. Sie drückt sie an sich, als wären sie noch ganz klein. „Meine Mädchen!“

Sie verbarrikadieren die Wohnungstür mit Stühlen und Tischen, schieben die Betten davor. Als das erledigt ist und Ruth sich auf den Fußboden gesetzt hat und tief einatmet, merkt sie

eine andere Bewegung in ihrem Inneren, und zwar in entgegengesetzter Richtung, eine kratzende Welle, vom Magen ausgehend, die hochsteigt. Und dann spürt sie den sauren Geschmack von Erbrochenem in ihrem Mund.

An jenem Abend entzünden die Soldaten Feuer – mit den Büchern, den Erinnerungsstücken und der Kleidung der Leute. Auf den Bürgersteigen und auf den Straßen, in Wien und Berlin, in Hamburg und Leipzig. Und es sind nicht nur Soldaten, die das tun, sondern auch ganz normale Leute. Später wird Ruth sich ins Gedächtnis rufen, wer da mitmacht: Mütter und Väter mit normalen Jobs, Verkäufer und Verkäuferinnen, Lehrer und Lehrerinnen. Sie stellt sich vor, wie sie Zeitungspapier zum Anzünden nehmen, dass sie ihre Kinder mit dabei haben, dass sie die Familienfotos von anderen in die Flammen werfen.

Niemand bricht Ruths Wohnung auf, doch der Brandgeruch hängt noch viele Tage in der Luft.

Er quillt durch die Ritzen in den Wänden.

Er bleibt an den Küchenschränken haften.

Er bleibt in den Gardinen hängen.

In Ruths Bett, wenn sie am Abend versucht einzuschlafen.

Diesem Geruch kann man nicht entkommen.

Er schlägt sich auf Muttis Stimme, macht sie heiser. Sickert auch in Judiths Körper, verändert ihre Bewegungen, die Art, wie sie die Teller abwäscht, und ihre Körperhaltung, wenn sie zur Toilette läuft.

Und wenn Ruth ihr Gesicht gegen das Foto ihres Vaters drückt, das immer noch auf dem Bücherregal steht, spürt sie auch dann

noch einen leichten Brandgeruch. Zum allerersten Mal ist sie dankbar, dass er schon tot ist und ihm das alles erspart bleibt.

4 · G U N V O R

Gunvor war fünf und es war Frühling, als sie sich das erste Mal ihrer Einsamkeit bewusst wurde. Ihre Finger brauchten keine Fäustlinge mehr, die Kälte machte ihnen nichts mehr aus, wenn sie der Welt ausgesetzt waren. All das, was verhärtet und gefroren war, begann sich aufzuweichen. Die starren, schmutzigen Eisstückchen auf den Wegen waren vom Regen weggespült worden, nun lagen nur noch Überbleibsel von Schnee, auf vereinzelte Flecken verteilt, vor dem Mietshaus und bald waren diese auch verschwunden. Gunvor und einige andere Mädchen liefen umher und suchten nach Schätzen, die auftauchten, sobald der Schnee geschmolzen war. An einer Stelle waren die Grasbüschel aus dem Vorjahr von einem Strohfeuer angekokelt, der Geruch lag nebelartig über dem Ganzen und unter den schwarzen Narbenflächen streckten sich neue grüne Grashalme gen Himmel.

„Schau mal her!“

Eines der Mädchen rief von der anderen Seite des Baches zu ihr herüber, wedelte mit dem Armen und bedeutete ihr, dass sie rüberkommen solle, doch Gunvor zögerte. Sie war nun eine

Krämerin, alle Kinder in der Straße waren Krämer und sie hatten ihre Läden und Stände oben an der Straße. Die Jüngsten verkauften Kuchen aus matschigem Sand, einige hatten auch Stöckchen, an einigen Ständen verkaufte man auch Steinchen und Huf lattich. Es war ein Spiel, das sie schon lange spielten. Die Kinder, die auf die unbebaute Fläche dort unten runtergeklettert waren, fanden wertvolle Dinge. Echte Schätze, die nun, da der Schnee geschmolzen war, auftauchten: Ein verrostetes Rad, eine leere Blechbüchse voller Wasser.

„Gunvor!“

Gunvor hob die Blechbüchse hoch, wischte den Dreck ab, dachte, das sei jetzt eine Falle und dass das Mädchen, das nach ihre gerufen hatte, es auf Gunvors Schatz abgesehen habe. Aber jetzt beugte sich das Mädchen dort drüben über etwas auf dem Boden und betrachtete es. Was hatte sie gefunden?

„Komme schon!“

Gunvor stopfte sich die Büchse in die Hosentasche und balancierte über die Steine durch den Bach.

„Lass mal sehen!“

Auf dem Boden, mitten in einem schmutzigen Fußabdruck, lag ein Vogeljunges. Es musste aus einem Nest gefallen sein, vielleicht aus einem der Nester in den Birken über ihnen. Es sah aus, als sei es gerade geschlüpft, aber auch irgendwie alt, so als sei es gerade gestorben oder als ob es gleich sterben würde. Die Augen waren kugelrund und viel zu groß für den Kopf. Es hatte fast keine Federn an seinem rosafarbenen Körper und aus dem offenen Schnabel ertönte ein leises stoßweises Piepsen.

Das andere Mädchen hockte da und piekste mit einem

Stöckchen in den einen Flügel. Gunvor wurde unruhig, sie wusste, dass die Finderin entscheiden würde, was weiter geschieht. Es war ihr Vogel, aber noch war nichts entschieden.

„Was machen wir jetzt?“, fragte Gunvor.

Die Finderin schaute hoch. Sie hatte einen zerzausten Pony und man sah ihrem Gesicht an, wie müde sie war.

„Ich weiß nicht.“

Da hörte Gunvor hinter sich eine Stimme:

„Du traust dich ja nicht, es aufzuheben!“

Eines der älteren Mädchen, mit dicken in Schnecken über die Ohren festgesteckten Zöpfen, stand plötzlich mit den Händen in die Seiten gestemmt da. Sie sah aus wie eine der Mütter, die zum Schimpfen runter in den Hinterhof kamen.

„Du traust dich ja nicht!“, wiederholte sie.

Mehr brauchte sie nicht zu sagen.

Die Finderin entschied, dass dem nicht so war, legte das Stöckchen weg, hob das Vogeljunge mit einer einzigen Bewegung hoch, nahm es in ihre Handfläche, stand auf und hielt es Gunvor mit ausgestecktem Arm entgegen.

„Gunvor traut sich nicht!“

Gunvor ging einen Schritt nach hinten, ihre Hacken versanken in der aufgeweichten Erde und der Vogel kam näher.

„Du bist ein Angsthase, Gunvor!“, sagte die Finderin, doch auch in ihren Augen sah man den Schreck.

Das ältere Mädchen lachte.

„Wie dumm ihr doch seid!“, sagte sie. „Du hättest es liegen lassen sollen, damit meine Katze es findet. Nun musst du dir die Hände waschen, denn vielleicht hat’s Läuse.“

Sie schüttelte den Kopf und dabei löste sich der eine Zopf. Die Finderin jedoch hielt immer noch den Vogel in der Hand; der durfte nicht noch einmal runterfallen.

Kein Wort aus Gunvors Mund.

Jemand rief ihnen zu, dass sie in der Öltonne farbige Glascherben gefunden hätten. Das ältere Mädchen ging weg und ihr einer Zopf schaukelte auf der Schulter hin und her, sodass sie ihn sich hinters Ohr klemmen musste. Dann hatte sie eine Idee, drehte sich um und schaute sie an.

„Du traust dich nicht, ihm den Kragen umzudrehen!“, sagte sie zu der Finderin.

„Ihm den Kragen umzudrehen?“

„Weißt du nicht, was das bedeutet?“

Die Finderin wurde rot, schaute zu Gunvor. Nun schauten beide Mädchen Gunvor an. Was jetzt?

„Was bedeutet, jemandem den Kragen umzudrehen, Gunvor?“

Gunvor presste die Lippen zusammen. Der Vogel lag immer noch in der Hand der Finderin. Gunvor wollte nicht hinschauen, aber wegzuschauen, war auch nicht möglich. Und nun verstand auch die Finderin, was jemandem den Kragen umzudrehen bedeutete.

„Oh!“, sagte sie.

Für einen Moment sah es aus, als wollte sie heulen, doch dann ergriff sie mit einer Faust den Kopf des Vogels und mit der anderen dessen Körper. Der einzige Körperteil, den man noch erkennen konnte, war der Nacken: dünn, rosafarben, ins Blaue übergehend.

Man hörte ein leises Knacken, als sie dem Vogel den Hals

umdrehte. Dann gab es einen Ruck in den Fäusten, als der Körper nachgab.

„Richtig so!“, sagte die mit den Zöpfen. „Das bedeutet, jemandem den Kragen umzudrehen. Da hast du wieder was gelernt!“

„Du bist gemein!“, sagte Gunvor mit kaum hörbarer Stimme. Die Mörderin wimmerte.

Darauf lachte das ältere Mädchen, drehte sich um und ging davon.

An jenem Abend legte sich Gunvor früh schlafen, sie hatte Fieber. Ihre Mutter war wütend, denn ihre Kleidung war schmutzig geworden.

„Man sollte meinen, du hast dich im Schlamm gesuhlt“, sagte sie. „Und was ist das wieder?“

Sie versuchte, etwas aus Gunvors Jackentasche zu ziehen, und zernte daran. Es war die Blechbüchse.

„Du kannst diesen Dreck nicht mit nach Hause schleppen!“

Gunvor drehte ihr Gesicht zur Wand, holte immer wieder unregelmäßig Luft, biss die Zähne zusammen, war allein mit ihrer Trauer und der Wut. Sie wartete, bis die Mutter runter in die Waschküche gegangen war, und erst dann konnte sie endlich weinen.

Später dann, als sie älter geworden war und dieser Tag immer wieder wie ein hässlicher und klebriger Fleck in ihrer Erinnerung auftauchte, dachte sie, wie schlecht manche Menschen doch sein können und dass die Welt halt so ist.

Was für ein einsamer Ort.

Was für ein beschissener Ort!

5 • R U T H

Dezember 1938. Ruth und Judith stehen im Flur und ziehen sich ihre Mäntel über. Dass es jetzt so weit ist, ist nicht zu fassen. Doch was man fassen kann, ist eine Kekspackung: Kleine viereckige süße Kekse mit einer Schicht Buttercreme dazwischen. Das kann man begreifen. Ruth legt sie oben auf die Reisetasche, will gerade die Schnallen öffnen, um die Kekse hineinzulegen, doch ihre Schwester hält sie davon ab.

„Was tust du da?“, fragt Judith.

„Die sind für dich!“, erwidert Ruth.

„Nein, danke!“

„Möchtest du sie nicht? Aber warum denn nicht? Es wird eine lange Reise.“

„Ich habe etwas zu essen.“

„Aber nimm wenigstens meinen Schal!“

„Brauche ich nicht.“

„Aber in England ist es kalt!“

Judith schüttelt den Kopf, streckt ihren Hals und das Kinn nach vorn, dann zur Seite, beugt sich runter, umschließt mit den

Händen die Henkel der Tasche.

Schwester, Flüchtling. Emigrantin.

Weil Judith erst siebzehn ist, hat sie einen Platz in einem Zug bekommen können, der sie nach England und in Sicherheit bringen wird. Weil Ruth gerade achtzehn geworden ist, hat man ihr keinen Platz gegeben.

„Wir müssen los“, sagt die Mutter. „Jetzt müssen wir los!“

Es ist eisig kalt auf dem Bahnhof und dort sind Familien, für die das Ganze viel schlimmer ist als für sie. So scheint es jedenfalls, doch das ist kein Trost, sondern eher das Gegenteil. Kleine Kinder müssen allein auf die Reise gehen und ihre Mütter schluchzen, als man den Kindern Zettel an den Handgelenken befestigt. Sie kommen in ein Lager für Kinder. Aber wer wird sich dort um sie kümmern? Kennt irgendjemand in diesem Kinderlager ein Gute-Nacht-Lied, das sie beruhigt? Wissen die Leute dort, was man bei einem Wespenstich tun soll oder wie heiß eine Tasse Milch sein darf?

Ein kleines Mädchen weigert sich. Sie sieht nicht älter aus als drei und klammert sich an den Arm ihrer Mutter. Sie hat Kraft, ein Mann muss ihr die Finger auseinanderbiegen. Die Mutter steht da, lässt es geschehen, rührt sich nicht, hilft nicht und wehrt sich auch nicht. Nur das Kind schreit und schlägt um sich. Am Ende beißt das Mädchen dem Mann in die Hand, der darauf wütend wird, sie von der Mutter wegreißt, die wiederum dadurch hinfällt. Das durchdringende Schreien des Kindes erreicht eine ganz neue Lautstärke. Ein Koffer fällt ebenfalls zu Boden und alles purzelt heraus. Niemand sammelt die Kleidung und das Spielzeug wieder ein. Das Kind, das ganz außer sich ist und viel-

leicht nie wieder zu sich finden wird, wird in den Zug geschoben.

Ruth und Judith schauen sich an.

„Schreib mir!“, sagt Judith.

„Ja.“

„Und du musst auf Mutti aufpassen! Und lieb sein!“, sagt Judith noch.

Letzteres flüstert sie nur noch und es ist das Letzte, was sie sagen kann, bevor sie einsteigt. Judith umarmt Ruth und sie umarmt ihre Mutter und nach den Umarmungen folgt ein Fauchen des Zuges. Es ist das rüttelnde Triebwerk, mit dem die Reise ihren Lauf nimmt.

Und alles ist Chaos.

Ruth und die Mutter laufen hinter dem Zug her und eine Anhöhe hinter dem Bahnhofsgebäude hoch. Sie sind aber nur zwei von Hunderten von Menschen und der Zug, mit den Kindern und Jugendlichen an Bord, dampft und pfeift und fährt schneller und schneller. Er reißt Familien auseinander und nimmt ihnen ihre Hoffnung, ihre Freude, ihr Glück, ihren Sinn des Lebens und ihre Träume.

Bald können sie den Zug nicht mehr erkennen.

Und nun liegt die achtzehnjährige Ruth Maier auf ihrem Bett in der Oberen Donaustraße. Es ist lange her, dass sie draußen war, sie traut sich nicht mehr raus. Gerties Großmutter wurde von einer Horde Jugendlicher zusammengeschlagen, die ihr den Arm brachen. Sie ist fünfundsiebzig und wollte nur Milch holen gehen.

Ruth versucht, nicht daran zu denken. Jedes Mal, wenn sie von einer neuen Gewalttat hört, versucht sie, sich keine Details

auszumalen. Sie hört von Leuten, denen man gegen die Kniege-
lenke getreten hat, die man die Treppe runtergestoßen hat, die
man gezwungen hat, auf allen vieren den Bürgersteig zu schrub-
ben. Sie versucht, sich nicht deren Schmerzen vorzustellen. Das
ist aber gar nicht leicht.

Sie geht nicht mehr raus, es sei denn, es ist absolut notwendig –
und was ist das schon? Die jüdische Schule ist ohnehin geschlossen.

Das Einzige, was ihr von ihrem alten Leben noch bleibt, ist
das Lesen.

Ohne ihre Bücher würde sie es nicht aushalten. Sie verschlingt
alles, was sie in die Finger bekommt. Jetzt gerade den gesamten
Ibsen. Ein ganzes Buch in einem Zug. Sie liegt auf dem Bauch,
das Kinn in den Händen und auf die Ellenbogen gestützt, die
Füße hinter sich gegen die Wand gelehnt.

Wenn sie so daliegt, vergisst sie alles um sich herum. Sie merkt
nicht, wie sie sich an der Wange kratzt, dass ihr Mund halb of-
fensteht. Sie merkt auch nicht, wie sie sich die Finger leckt, um
dann umzublättern.

Als sie fertig ist und das Buch schließt, bleibt sie noch einen
Moment lang benommen liegen und versteht nicht, wo sie gerade
gewesen ist, nämlich in einer völlig anderen Welt, aus der wieder
hinauszufinden es einige Sekunden dauert.

Und dann erinnert sie sich daran, warum es ausgerechnet ein
Theaterstück von Ibsen war, das sie lesen musste.

Sie wird nach Norwegen gehen.

Zu einer Familie namens Strøm, in eine Stadt namens Lillestrøm.

Die Zugfahrkarte ist bestellt.

Jetzt heißt es nur noch: sich freuen.

Sie muss sich einfach freuen.

Sie besteht darauf, sich zu freuen.

Alles wird gut! Eine Erleichterung. Und sie soll ja nur eine kurze Zeit dort unterkommen. Bis alles vorbei ist. Bis das Leben weitergehen kann.

Wenn sie sich nicht freuen kann, bricht alles zusammen.

Ruth dreht sich auf den Rücken, streckt sich, sieht zur Decke hoch, lauscht den Geräuschen des Hauses: Ein Nachbar geht in der Wohnung über ihnen hin und her. Jemand anderes dreht einen Wasserhahn auf, irgendwo wird die Klospülung betätigt. Ein Mann pfeift. Jemand anderes ruft: „Aber du kommst mir schnurstracks nach Hause, hörst du?“

Eine Tür wird geöffnet und wieder geschlossen. Ein Pferd gespannt fährt auf der Straße vor dem Haus vorbei.

Sie liegt da und nimmt alles in sich auf, streckt ihre Füße so lang wie möglich aus, merkt, wie sie so ruhiger wird.

Sie denkt an Dinge, die sie mag: An die Sommerferien in Tschechien, als sie noch ein Kind war.

An den Geschmack von mit Zucker verrührtem Eigelb, das Mutti in der Küche ihrer alten Wohnung zubereitete.

Daran, wie es war, im Frühlingsregen neben Lizzy Kantor herzulaufen.

Und dann kommt ihr plötzlich ein Gedanke und der ist kristallklar: Die Menschen sind gut, wenn sie es denn nur wollen!

Sie können gut sein. Es liegt immer noch in ihnen.

Und immer noch, trotz alledem, liegt noch so viel vor ihr.

6 • GUNVOR

man sagt, dass eine Katze sieben Leben hat – aber diejenigen, die lesen, haben mehr als sieben Leben: Ein Leben in einem englischen Herrenhaus. Ein Leben als Verbrecher in Moskau. Eins als Weltumsegler, eins als Walfänger, eins in einer alten mittelalterlichen Burg, eins in einem Londoner Armenhaus, eins als Schwan, der meint, eine Ente zu sein, eins als Gefängnisinsasse auf einer französischen Insel.

Während Ruth auf dem Bett in Wien liegt, sitzt Gunvor auf einem Stuhl in der Deichman-Bibliothek im Osloer Stadtteil Hammersborg. Das grün gestrichene Gebäude gibt es erst seit ein paar Jahren, doch Gunvor ist oft hier und kennt sich aus. Sie hat sich ein Buch ausgesucht und einen Stuhl gefunden, auf dem sie nun seitlich mit untergeschlagenen Beinen sitzt. Wenn sie so dasitzt, merkt sie gar nicht, wie sie sich selbst am Bein kratzt und dass ihr Mund offensteht. Auch nicht, dass sie vor dem Umblättern am Finger leckt.

Und sie weiß auch nicht, dass genau in diesem Augenblick

ein anderes Mädchen in einer Wiener Wohnung hinter einem Fenster steht.

Ein Mädchen, das zwar gern Bäume und Menschen zeichnet, aber ungern Gebäude. Ein Mädchen, das, als sie noch klein war, gern auf dem Klo sitzend Gedichte aufsagte. Ein Mädchen, das Norwegisch lernen wird, aber den Buchstaben -r nie wie die Norweger wird rollen können.

Ein Mädchen mit einem Leberfleck auf der einen Schulter.

Ein Mädchen mit sehr kleinen Füßen, doch mit überraschend langen kleinen Zehen.

Ein Mädchen, das an ihrer Lippe saugt, wenn sie über einen Witz nachdenkt.

Ein Mädchen, das Kirschen lieber mag als Erdbeeren.

Ein Mädchen, dessen Haar nach Zitronen duftet.

Ein Mädchen mit einer Zwillingseele.